

Das Interesse an priesterlicher Lebensführung

Mancher Leser überspringt gern das Vorwort eines Buches, er will sofort zum Wesentlichen kommen. Bis er eines Tages glücklicherweise entdeckt, daß nicht jedes Vorwort belanglos ist, sondern für viele Bücher den Schlüssel gibt zum Verständnis und zur gerechten Beurteilung.

Die folgenden Zeilen sind weder von der Länge eines Buches noch beinhalten sie etwas Neues, dessen Unkenntnis dem Überblättrenden zum Schaden gereicht. Dennoch möchte ich dieses kleine Vorwort ernst genommen wissen: Fern allem Bescheidenheitsgetue und seinen verdächtigen Nebenabsichten möchte ich voranstellen, daß ich mich sogleich nach der etwas vorschnell gemachten Zusage außerstande sah, das gestellte Thema mit exakter Systematik zu behandeln und als vorbereitendes Studium alles zu lesen, was ein bibliographisches Lexikon der religiösen Literatur zu dieser Frage als lesenswert empfehlen würde. Wenn ich mich von vornherein mit einigen Teilstücken begnüge und hiebei noch dazu die Frage nach den wesentlichsten gedanklichen Beisteuern ungeprüft lasse, dann steht dahinter nicht eine verächtliche Haltung gegenüber sauberer Gründlichkeit, sondern das tröstliche Wissen um die *unitas virtutum* und um alles, was sich daraus ableiten läßt. Vollendung in *einem* Tugendbereich ist nie isoliert, sondern wird sich nach und nach auf die anderen Tugend- und Lebensbereiche auswirken. So ist die Hoffnung begründet, daß zusammenhanglos scheinende Anregungen doch auf ein größeres Ganzes hinauslaufen können, ähnlich wie ein kurzes musikalisches Motiv oder Thema einen Improvisator an der Orgel zu einer Fuge oder einer sonstigen geschlossenen musikalischen Form inspirieren können.

Priesterliche Lebensführung. Jeder Priester wird aus diesen zwei Worten den oft unbequemen Anruf heraushören, daß es für ihn nicht zwei Lebensformen geben kann, auf der einen Seite den durch die Erfüllung der Berufspflichten geformten Lebensstil und auf der anderen Seite das Privatleben, das keinerlei Beziehung zum ersten zu haben brauchte. Der Priester kann nicht nur sein persönliches Heil durch das Streben nach dieser echten Lebenseinheit wirken, auch das seelsorgliche Wirken für die anderen hat, trotz der objektiv immer wirksamen Kraft der Sakramente und des Wortes Gottes, in so und so vielen Fällen die Einheit von Lehre und Leben des Priesters zur Voraussetzung. Ist diese Auffassung nur uns Priestern als unbedingt gültig anerzogen worden oder ist sie einem Wandel unterworfen? Da die Priester aus den Menschen genommen sind und Menschen bleiben, da bei den ungeheuren Konfliktmöglichkeiten zwischen menschlicher Gebrechlichkeit und der Forderung an den Priester (um nicht zu sagen Überforderung) es doch sachgerechter erscheinen könnte, zwischen dem Priester in seinem Beruf und dem Priester in seinem Privatleben zu unterscheiden, würde es da die Berufsfreudigkeit nicht mehren, wenn das Junktim etwas gelockert und mehr Raum für die private Sphäre gegeben würde, wobei natürlich damit durchaus nicht Konzessionen moralischer Art gemeint wären? Da in der Literatur sich der Geist einer Zeit widerspiegelt, ist es nicht uninteressant und vielleicht am Thema nicht ganz vorbeigehend, aufzuzeigen, wie in der Literatur ein Wandel der Priestergestalt und ein Wandel der Erwartungen in bezug auf den Priester und die priesterliche Lebensführung festzustellen ist. Dies kann natürlich nur in kurzen Strichen geschehen und nach einem Rückblick in die heidnische Antike soll das katholische Priesterbild in der Literatur unter diesem Aspekt gestreift werden.

Wenn wir über die *Religion der Antike* reden (und der Kürze halber nur der Griechen und Römer), werden wir es nicht tun dürfen mit den idealisierenden Augen Schillers.

Bei der verwirrenden Vielfalt der einheimischen Götter und dem Synkretismus in der späteren Zeit wird sich, so kann man schon aus der Sachlage heraus vermuten, keine Problematik in unserem Sinne ergeben. Weil die meisten Kulte staatlichen Charakter hatten, war auch das Priestertum ein staatlich geregeltes, meist jähriges, bei manchen alten Kulturen auch lebenslangliches Amt, vielerorts auch käuflich. Die Erfüllung des kultischen Reglements war die Aufgabe der Priester und nicht mehr. Manchmal verbindet sich mit dem Begriff des Priesters auch der des Sehers. So bei Homer: Kalchas, der griechische Seher und Priester, prophezeit die Länge des Trojanischen Krieges. Auch die Priesterschaft bei der Pythia in Delphi hatte mit der Mantik zu tun. Trotz der Tatsache, daß das griechische Drama aus dem Opferkult des Dionysos entstanden ist, und trotz der Tatsache, daß in den Werken der großen Tragödiendichter Aischylos, Sophokles und Euripides Götter und Göttinnen eingreifen, spielt in der Literatur der alten Griechen der Priester keine tragende Rolle, eher der Seher. Wo im Priestertum die äußere, sachgerechte Erfüllung des kultischen Reglements genügt, brechen keine Konflikte des Priesters auf und keine speziellen Probleme, die anders wären als die Probleme und Konflikte aller Menschen. Mutatis mutandis gilt das Gesagte auch für die Römer. Im römischen Namen für Priester, im Pontifex, klingt zwar das Gleichnishafte seiner Aufgabe, Brückenbauer zu sein zwischen dem Sichtbaren und dem Transzendenten, auf, aber das ist vielleicht doch mehr ein Rückprojizieren einer christlichen Betrachtungsweise. In praxi waren die römischen Pontifices Staatsbeamte, die das Kultische aus Staatsinteresse zu bewahren und zu vollziehen hatten, aber keinerlei Kontrolle über ihre innere Beziehung zu ihrem kultischen Tun kannten. Wie bei den Griechen die aufklärerischen Sophisten den Götterglauben ausgehöhlt hatten, so hatte der mit zunehmender Götterzahl zunehmende Skeptizismus die Römer religiös heimatlos gemacht und den Priestern nur eine utilitaristische Einschätzung aus Staatsräson gebracht, die keine Fragen im Sinne des gestellten Themas aufkommen ließ. Wenn in der Literatur der Antike Priestergestalten aufscheinen, dann sind es nicht Fragen priesterlicher Existenz, die behandelt werden, sondern die Betrachtung bleibt im Objektiven, das heißt, der Priester gehört als solcher wie ein Stück Eigentum seinem Gotte oder seiner Göttin und hat daher auch von der Gottheit Immunitätsprivilegien erlangt. Ein Beispiel aus der Ilias: Der Priester Chryses fleht, da ihm die geraubte Chryseis nicht zurückgegeben wird, zu Apollo um Bestrafung des Räubers seiner Chryseis, und tatsächlich schickt Apollo die Pest in das Heer des Agamemnon. Immerhin ein gesundes Gespür für das Sakrosankte, für die Gottgeweihtheit des Priesters. Der Priester ist sakrosankt nicht aus seinen eigenen Werken, sondern weil die Gottheit ihre Hand auf ihn gelegt und ihn als ihr Eigentum erklärt hat. Der Seher Teiresias im Ödipus des Sophokles hat etwas von der Sicherheit eines alttestamentlichen Propheten in seinem Auftreten. Priester und Seher sind in der Literatur der Antike aus dem Bereich des Subjektiven herausgelöst und stehen im Objektiven ihrer kultischen Pflichten oder eines unmittelbar von der Gottheit eingeraunten Auftrages. Soviel von der Antike.

Es liegt auf der Hand, daß die Gestalt des Priesters oder gar die Frage priesterlicher Lebensführung im *Christentum* erst spät seinen Niederschlag findet. Die ersten drei Jahrhunderte ging es um Sein und Nichtsein, nach dem Edikt von Mailand hatte die Kirche sich zu wehren gegen die Omnipotenz des nun christlich sich gerierenden Staates und noch mehr gegen die Irrlehren im eigenen Schoß. Dann kam die Völkerwanderung . . . , es mußte die Kirche im Abendland erst richtiges Heimatrecht erhalten, bis eine christliche Dichtung lebendig werden konnte. Im Nibelungenlied ist christliche und heidnische Welt noch in buntem Durcheinander. Wohl kommt christliches Kolorit vor, es ist von der Messe die Rede oder von der Vesper, ein Bischof tritt auf und ein Kaplan, aber nirgendwo findet sich ein Eingehen auf

wesentlich Christliches. Ja gerade bei der Gestalt des Kaplans ist die Vermischung von Heidnischem und Christlichem typisch: Eine von den Wasserjungfrauen weissagt Hagen, keiner werde die Heimat wiedersehen außer dem Kaplan des Königs. Hagen stößt nun den Kaplan in die Fluten des Rheins; obwohl der Kaplan nicht schwimmen kann, wird er durch Gottes Hand gerettet. Also wie in der Ilias bei Chryses der Gedanke der Immunität der Priester Gottes.

Die Clerici vagi kreieren die Satire gegen den geistlichen Stand und seine Lebensführung, sie singen ihre Rügelieder gegen den Papst und die römische Kurie nicht minder wie gegen Bischöfe, Prälaten und Mönche. In Schmahgedichten geißeln sie deren Habsucht, Geiz, Unenthaltbarkeit und andere Laster. Doch unterscheiden die Vaganten in ihren Spottliedern wohl zwischen den kirchlichen Einrichtungen und Würden und ihren Trägern, und gerade dadurch stechen sie noch immer ab gegenüber den Schmähschriften, die eine spätere Zeit gegen die Kirche als solche in die Welt schleuderte. Noch mehr als die Vaganten haben die unseligen Kämpfe zwischen Kaiser und Papst eine Verzerrungsliteratur des geistlichen Standes geschaffen, die in den Pamphleten der Reformationszeit ihren Höhepunkt erreichte. Selbst Geister wie Walther von der Vogelweide haben sich, geblendet von der Leidenschaftlichkeit einer politischen Auffassung und, wie es bei der Enge des Horizontes in jenen Tagen geschehen konnte, ohne klare Übersicht über den Lauf der Dinge, zu Ausbrüchen gegen den Papst hinreißen lassen, die durch ihre Maßlosigkeit und Ungerechtigkeit verletzen. Aber Walther von der Vogelweide ist dennoch ein frommer Mensch geblieben, seine Äußerungen sind aus den politischen Verhältnissen zu verstehen. Ähnlich sind die Volksdichtungen der späteren Zeit zu beurteilen, wie zum Beispiel „Die Geschichte des Pfarrers vom Kalenberg“. Der Verfasser gibt hier einfach dem Geschmack seiner Zeit für das nicht bloß derb, sondern sogar schmutzig Komische nach und der Neigung zu frivolem Scherz mit Gegenständen der religiösen Verehrung, und zwar in einer recht zynischen Weise. Die alten Holzschnitte zu manchen Szenen würden sich selbst in modernen Magazinen recht prickelnd ausnehmen . . . , und doch braucht man daraus keinen grundsätzlichen Haß und keine grundsätzliche Ablehnung des geistlichen Standes herauszulesen. Wie es einem robusten Menschen durchaus nicht den Appetit verderbt, wenn ihm das Butterbrot, das er essen will, zu Boden fällt, so haben solche Käuze von Priestergestalten und allerhand anzüglichen Bemerkungen über sie den Leuten durchaus nicht die Frömmigkeit verdorben.

Ein wohlthuender Gegensatz zu dieser Literatur der Verzerrung ist *Dante*. In seiner Göttlichen Komödie sind sowohl im Inferno als auch im Purgatorio und im Paradiso Priestergestalten zu treffen. Wie es in der Göttlichen Komödie dem Dichter um die Rückführung von Leben und Gesellschaft in die von Ewigkeit ihnen gesetzte Ordnung geht, so bringt er konkrete Namen von Trägern der Hierarchie, die diese Ordnung verletzten, obwohl sie kraft ihres Berufes diese Ordnung künden und bewahren hätten sollen. Aber niemals spricht Dante im Sinne eines Pamphlets gegen Priester und Bischöfe und Päpste, sondern im Sinne eines Liebenden, der unter den Mißständen in der Kirche leidet und die Kirche auch nach außen hin herrlicher sehen möchte, wie er ja von ihrer inneren Herrlichkeit ohnehin erfaßt ist. Später bildet das Jesuitendrama einen guten Ausgleich gegenüber der Pamphletliteratur. Auch Abraham a Sancta Clara gehört zu den positiven Zeichnern. Wenn er auch gegen die lässige Geistlichkeit zu Felde zieht, so trägt seine Satire nie persönlich verletzenden Charakter.

Ein Wort zu *Calderon*: Er ist der eigentliche Dichter des Katholizismus. In seinen Dramen kommen Priester vor, aber nicht die Person ist wichtig, sondern das Amt. Darum treten nicht nur Priester auf, sondern in mehreren Dramen als Personifikation die Priesterweihe oder der geistliche Arm und die Wirkungen und Segnungen

der Priesterweihe. In dem Drama „Lieb' den Nächsten wie dich selbst“ kommt aus der Parabel vom barmherzigen Samariter der jüdische Priester vor, der auf dem Weg von Jerusalem nach Jericho den halb Totgeschlagenen daliegen sieht und weiter geht, ohne irgendwie zu helfen. Für Calderon bekommt diese Gestalt des jüdischen Priesters den allegorischen Sinn des Unvermögens des Alten Testaments, der sündewunden Welt das Heil zu bringen, das alttestamentliche Priestertum ist nur ein Zeichen des Kommenden, der kommenden Wahrheit und Gnadenfülle. So kurz bei Calderon die Aussagen sind, so enthalten sie doch das Gesunde, Wesentliche, Objektive. Bei Calderon lebt noch die unangekränkelte katholische Atmosphäre, das Priestertum steht im Vordergrund, nicht der Priester und nicht, wie der Priester seine Probleme bewältigt.

Die kommende Literatur stellt immer mehr den Priester in den Vordergrund. Je nach der persönlichen Einstellung des Dichters oder Schriftstellers und je nach dem Tiefgang seiner Beobachtungsgabe sind es nur Randdinge oder Randfragen der priesterlichen Lebensführung oder auch wesentliche Fragen der priesterlichen Existenz, die wohlwollend oder in gereizter Gehässigkeit behandelt werden. Um wenigstens einige Namen zu bringen, nennen wir für das *negativ gezeichnete Priesterbild* des Josephinismus, des Liberalismus und der Kulturkampfzeit Conrad Ferdinand Meyer, Viktor von Scheffel und Richard Voß. Um von den österreichischen Verhältnissen zu reden, waren zur Zeit der liberalen Ära Religions- und Gewissensfreiheit beliebte Themen der österreichischen Redner und Schriftsteller, und daher spielte der Priester in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine nicht geringe Rolle. Ferdinand von Saar, Anzengruber, Rosegger machten Priester zu Helden von Romanen und Erzählungen und ereiferten sich gegen die Ehelosigkeit der Geistlichen und ihre Unduldsamkeit. Auch Ebner Eschenbach gehört hieher, besonders mit der Erzählung „Glaubenslos?“. Der alte Pfarrer ist ein Feind aller Dialektik, Wissenschaft und Theorie, trägt von Natur aus das Gefühl der echten Religion in sich und ist ein Meister der Menschenliebe und Duldsamkeit wie Lessings Nathan, das Urbild der Humanität. Ebner Eschenbach redet ihr so gern das Wort. Der Pfarrer Hell in Anzengrubers „Der Pfarrer von Kirchfeld“ führt die Sache der Aufklärung. Gerade diese sympathisch gezeichnete Gestalt und ihre ins Publikum gesprochenen Predigten von der Unnatürlichkeit des Zölibats und von der Unduldsamkeit der Kirche wirkte beim Erscheinen des Buches und wirkt noch heute bei jenen, denen diese Dinge aus dem Gleichklang der Gesinnung willkommen sind. Peter Roseggers Priester sind in der Regel stupide, unter ihrem Joch seufzende, hartherzige und herrschsüchtige Menschen. Wenn einmal einer mit edlen Zügen ausgestattet ist, dann gehen diese Züge nicht über allgemeine Menschenliebe und Duldsamkeit hinaus.

Neben diesen negativen Zeichnungen gibt es *Priesterbilder, die im Rahmen des gut Bürgerlichen und des Idyllenhaften bleiben* oder in der Schilderung der Priester als origineller, menschlich sehr anziehender Käuze, die einer besonderen Liebhaberei nachgehen, wobei das Eigentliche des Priesterberufes stillschweigend als mehr oder weniger problemlose Selbstverständlichkeit vorausgesetzt wird. Für diese Art nennen wir Mörikes Pfarrhausidyll im „Alten Turmhahn“, Annettes von Droste-Hülshoff „Des alten Pfarrers Woche“ und Adalbert Stifters „Kalkstein“. Aus der neueren Zeit gehört hieher Felix Timmermanns „Der Pfarrer vom blühenden Weinberg“, der geradezu eine Weinmystik entwickelt, die schon damit beginnt, daß er die prosaischen Namen Bordeaux, Portwein, Wermut, Mosel usw. in religiöse Poesie taucht und sie benennt mit „Nebenfluß des Jordan“, „Lächeln Unserer Lieben Frau“, „Tau von himmlischen Gefilden“, „Spiegel der Engel“ u. a. Ähnlich ist Nicola Lisi in der Chronik eines Dorfpfarrers „Erde, preise den Herrn“. Ihr Inhalt ist die Schilderung der katholischen Feste, der Freude an Blumen und Tieren, der

ruhigen Seelsorge, alles in allem eine Idylle, zu der wir kaum einen Zugang finden und die zu sehr das Wagnis des Geistes und das Dynamische des Religiösen vermissen läßt. Irgendwie möchte ich Guareschis „Don Camillo und Peppone“ dazu nehmen, das Buch vom idyllenhaften Kampf eines katholischen Priesters mit einem kommunistischen Bürgermeister. Vielleicht trifft gerade diese simplifizierende Beurteilung des Buches die simplifizierende Lösung der im Buch behandelten geistigen Auseinandersetzungen. Immerhin noch nach Idylle aussehend, wenn auch mit dem Wetterleuchten des Ringens um seine Gemeinde, die ihm zu entgleiten droht, ist die Gestalt des Pfarrers in „Kirbisch“ von Anton Wildgans. Dem Pfarrer vertrauen die Pfarrkinder alle ihre Uhren an, weil er sie alle zu reparieren versteht. Dieses Zutrauen ist dem Pfarrer aber nur ein geringer Trost für das betrübliche Wissen, daß die Uhren leichter zu regulieren sind als die Menschenherzen.

Der Bürgerlichkeit des Priesterbildes sagt Franz Herwigs „Sankt Sebastian vom Wedding“ den Kampf an. Dieses Buch, das 1921 erschienen ist, hat sowohl im wirklichen Leben der Priester wie auch in der Priesterliteratur revolutionierend gewirkt. Der Mönch Sebastian, bisher wohlbehütet im friedlichen Garten seines Klosters, erkennt auf einmal aus dem Herrenwort „Siehe, ich sende euch wie Lämmer unter die Wölfe“ seinen geistlichen Egoismus, er nimmt das Kleid eines Arbeiters und zieht auf den Wedding, das Elendsviertel Berlins. Um vom literarischen Niederschlag der französischen Innenmission wenigstens einige zu nennen, seien erwähnt „Christus in der Bannmeile“ von Pierre Lhande, „Höllenfahrt der Heiligen“ von Gilbert Cesbron, „Der Lastträger Gottes“ von Bela Just, „Seemannspriester“ von Jean Merien, „Der Lumpensammler von Emmaus“ und „Die Last der anderen“, beide Bücher von Boris Simon.

Als pars pro toto wollen wir von den Dichtern, die sich allgemein mit *wesentlichen Fragen priesterlicher Existenz und priesterlicher Lebensführung beschäftigen*, nur drei Namen anführen, Mauriac, Bernanos und Graham Green und von jedem je ein Werk. In diesen Romanen geht es darum, daß die Lebensführung des Priesters, wenn sie priesterlich ist, bei aller Unvermeidbarkeit eines bürgerlichen oder kosmopolitischen Kolorits im wesentlichen doch ein Kampf mit den Mächten der Finsternis ist. Und die Arbeit der Priester an sich selbst ist eine Erziehung zur Wachsamkeit gegenüber Satan als einer ernst zu nehmenden Realität, aber auch zum Vertrauen, daß es einen Stärkeren als Satan gibt und daß die Bande, mit denen uns Satan gefesselt hält, durch die noch größeren Kräfte der Gnade gelöst werden können. Diese Fragen klingen auf in Mauriacs „Die schwarzen Engel“, endend mit der Bekehrung des Mörders Gabriel durch den Einfluß eines heiligmäßigen Priesters, sie scheinen auf in Bernanos' „Tagebuch eines Landpfarrers“, dessen Größe in der Treue liegt, die ohne Trost ist und dennoch fest bleibt, und schließlich in Graham Greens „Die Kraft und die Herrlichkeit“, der Erzählung von einem ruhmlosen Martyrer, einem Schnapspriester, der bei all seiner Sündhaftigkeit doch die Treue gehalten hat.

Um nun aus dem bloß geschichtlichen und literarischen Überblick herauszukommen und den Übergang zur unmittelbaren Aktualität für uns Priester zu finden, sei am Schluß die Frage gestellt, ob es unbedingt ein gutes Zeichen ist, daß in der Literatur so oft Priestergestalten auftreten? Nicht alle antworten mit ja. So zum Beispiel J. L. M. Descalzo in seinem „Bekenntnis eines jungen Priesters“, aus dem das folgende zitiert sei: „Warum wohl diese Flut von Priesterromanen? Die Antwort scheint mir klar: Der Priester oder besser das religiöse Problem interessiert, und der Schriftsteller sieht in dem Geistlichen den Menschen, der sich am intensivsten mit der Frage des Glaubens und der Kirche auseinandersetzt. Aber sollte nicht doch Alvarez Miranda mit seiner Ansicht, die er, glaube ich, in der Zeitschrift Revista vertritt, rechthaben, daß hierin ein Zeichen der Irreligiösität der

Zeit liegt? In den glaubensstarken Jahrhunderten war der Priester niemals Gegenstand von Untersuchungen und Analysen. Er interessierte nur in seiner Eigenschaft als Vertreter Gottes, nicht als Mensch an sich. Das Absinken der Religiosität erklärt das Hervortreten der menschlichen Züge des Priesters.“

Wenn das stimmt, hatte es dann überhaupt einen Sinn, von der Priester-Literatur zu reden? Wir antworten, daß die katholische Auffassung einem „sowohl als auch“ näher steht als einer engherzigen Einseitigkeit. Wenn Romane vielfach der Niederschlag dessen sind, was in breiten Schichten der Menschen gedacht wird, so kann es nutzbringend sein, zu erfahren, welche Anschauung die Menschen von den Priestern haben, welche heimliche Erwartung die Guten in sich tragen, welche heimliche Schadenfreude über schlechte priesterliche Lebensführung die Bösen, um ihre eigenen Schlechtigkeiten damit zu bemänteln. Es kann die negative Gestaltung Anlaß zu einer Gewissenserforschung für die Priester werden, es müssen aber umgekehrt auch die mit guter Tendenz geschriebenen Romane immer mit Wachsamkeit gelesen werden, wie ja auch die gutwilligen Wünsche an die Priester nicht einfach als *regula fidei et morum* für uns Priester behandelt werden dürfen. Wir werden uns nicht verschließen dem, was aus den Romanen zu lernen ist, den Anregungen und Wünschen, der guten und bösen Kritik, den humorvollen Bemerkungen und den böswilligen, die oft ihr fundamentum in re haben und uns ein wenig den Spiegel vorhalten, aber im letzten werden uns die Romane nur eine Hilfe, nicht die Hilfe sein.

Romane werden gute Diagnostiker sein, auch für die priesterliche Lebensführung, aber Diagnostik stellen und Heilen sind zweierlei Dinge. Zur Heilung werden wir immer das über alle -ismen hinweg allzeit gültige Buch der Bücher, die Bibel, lesen. So glücklich auch die Menschen sind, die zu unterscheiden wissen zwischen Priesteramt und priesterlicher Lebensführung und aus dem Auseinanderklaffen der beiden keinen Schaden ziehen, so verständlich muß uns auch die spontane Reaktion derer sein, die dieses Auseinanderklaffen nicht einfach zur Kenntnis nehmen, sondern an uns wenigstens ein ständiges Mühen um die Einheit von Priesteramt und priesterlicher Lebensführung sehen möchten. Das Christentum ist nun einmal nicht in erster Linie ein Lehrgebäude, eine Weltanschauung, die vor allem fähige Dozenten braucht, sondern Christentum ist das Eingreifen des lebendigen Gottes in die Menschheitsgeschichte; nicht ein von Philosophen ausgeklügelter Gottesbegriff steht in seinem Mittelpunkt, sondern der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott, der durch die Propheten und zuletzt durch seinen Sohn Jesus Christus zu uns gesprochen hat. Und die Moral und die Fragen der Lebensführung sind wieder nicht in erster Linie Sache eines Lehrgebäudes – das kommt erst im nachhinein –, sie sind vielmehr Sache der lebendigen Nachfolge Christi. Wir handeln so, weil Christus so gehandelt und so zu handeln uns aufgetragen hat. Lehrmeister und Lebensmeister sind gleichrangig im Christentum. Weil das oberste Gesetz für die priesterliche Lebensführung Christus ist, darum müssen alle Fragen letztlich von dort her ihre Antwort erfahren. Und gerade darum ist für unsere priesterliche Existenz alle Literatur Sekundärliteratur im Vergleich zur Bibel. Ignorantia scripturarum ignorantia Christi, dieser Gedanke, im österreichischen Klerusblatt vom 7. März 1964 von P. Igo Mayr ausgeführt, adressiert an die Laien, ist a potiori für uns Priester gültig.

Daß die gute priesterliche Lebensführung einen der größten *Aktivposten für die seelsorgliche Wirksamkeit* darstellt, ist wohl allen einsichtig. Es ist keine neue Erkenntnis, die Fruchtbarkeit im geistlichen Leben besteht aber darin, daß wir uns das gute Alte immer wieder neu sagen lassen. Weil das Reich Gottes einer Perle gleicht, oder sagen wir einem Kristall, der das Licht in immer neuen Formen und Farben bricht (nüchtern: in immer neuen Aspekten, Nutzenwendungen, Erkenntnissen für das Leben), darum muß die Überprüfung unserer priesterlichen Lebensführung

immer wieder neu geschehen. Durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist uns Menschen etwas Wundersames zuteil geworden. Die Frage, deren Beantwortung ex parte hominis immer nur ein Wunschtraum bleiben hätte müssen, nämlich die Frage: Wie würde Gott sprechen, wenn er sich in unsere menschliche Lage hineindächte, wie würde Gott handeln, wenn er an unserer Stelle wäre, die Beantwortung dieser Frage ist aus dem Reich der Wünsche und menschlichen Sehnsüchte herausgetreten in das Stadium der Wirklichkeit. In Jesus Christus wissen wir, wie Gott spräche und handelte, denn Jesus ist der Abglanz des Vaters. Wenn in Jesus Christus bei Wahrung der Unüberschreitbarkeit der analogia entis die Begegnung mit Gott auf die uns Menschen faßbarste Weise erfolgt ist und die Sehnsucht des Menschen nach der Erkenntnis Gottes durch das Wort des Herrn, daß, wer Ihn sähe, auch den Vater sähe, auf die unserer Menschennatur entsprechendste Weise erfüllt worden ist, dann kann weiterhin in ähnlicher Weise gesagt werden: Die Begegnung mit Christus erfolgt für viele Menschen am faßbarsten durch die Begegnung mit Christen, die es in Wahrheit sind. Das ist kein Tipfehler, daß etwa statt Priester versehentlich Christen in die Schreibmaschine kam. Denn der Unterschied zwischen einem Christen und Nichtchristen, einem Getauften und Ungetauften ist größer als zwischen einem Christen und einem Priester. Der Anruf, die Gestalt Christi aus seiner Lebensführung für die anderen sichtbar werden zu lassen, liegt in der Taufe begründet. Daß er für den Priester aus einem doppelten Grunde gilt, braucht keiner Ausführung. Wenn nun Christus seine Wirksamkeit auf alle konkreten geistigen und leiblichen Lebensbedingungen der Menschen seines Landes und seiner Zeit abstimmte, ohne daß dabei das allgemein Gültige zu kurz gekommen wäre, so muß, da die priesterliche Lebensführung als solche schon eine indirekte Verkündigung ist, das seelsorgliche Wirken des Priesters auch die Lebensformen des modernen Menschen ins Kalkül ziehen.

Nehmen wir etwas für den heutigen Menschen Bezeichnendes heraus, die *Okkupation durch die Technik*. Und denken wir bei Technik nicht bloß an Maschinen und Geräte, sondern auch an Apparate im übertragenen Sinn, an die sich immer mehr verästelnden Gesetze und Verordnungen, an die wie in Zellenteilung sich mehrenden Ämter, an die notwendig zunehmende Spezialisierung und Teamworkmethode, an die Kommunikationsmittel, die sich für die Bewältigung des modernen Lebens anbieten, dann heißt es für uns Christen und besonders für uns Priester, die aequanimitas zwischen zwei Extremen zu bewahren. Das erste Extrem, das wir vermeiden müssen, heißt *Verachtung*. Niemals Verächter sein! Menschenverächter sind der diametrale Gegensatz zum Christen. Menschenverächter sind bar jeder Einfühlungsgabe, jeder Hochachtung vor fremder Eigenart, jedes Gemeinschafts-sinnes. Wenn auch nicht im gleichen Grad, fehlt es an den genannten Werten auch den Verächtern der Technik, den Verächtern der Hebel und Schalter und Druckknöpfe im wörtlichen wie übertragenen Sinn. Das andere Extrem, in das wir gleichfalls nicht fallen dürfen, heißt *Verabsolutierung*. Technik bringt Herrschaft über die irdischen Kräfte und Güter, räumt irdische Hemmnisse und Unannehmlichkeiten beiseite, entfernt die Entfernungen, zeitigt das Unzeitige, entschmerzt die Schmerzen, aber wehe, wenn sich der Mensch von ihr entmenschen läßt. In dieser Bedrohung nach beiden Extremen hin schauen die Menschen auf den Priester.

Er braucht sich nicht hochzuzüchten zu einem Tausendsassa in technicis, um den modernen Menschen, besonders den Jugendlichen zu imponieren, wohl aber wollen sie spüren, daß die Welt der Technik vom Priester liebend bejaht und im Rahmen des Notwendigen und Möglichen auch von ihm gelebt wird. Was sie aber noch viel mehr am Priester finden sollen, ist dies, daß der Priester in der gleichen Welt, in der sie gemeinsam leben, Herz und Seele nicht verloren hat. Und dies wollen sie am Priester finden: Daß in der gleichen Welt, in der Kosmonauten von dem

im Weltraum nicht gefundenen Gott reden, die Priester aus dem Glauben leben, daß Gott ein Geist ist und daß sein Reich nicht mit äußerem Gepränge kommt, sondern in uns ist.

Ist es Flucht vor einem klaren Konzept, wenn hier die Frage gar nicht aufgerollt wird, ob Auto oder nicht, welche Autotype und welche nicht, ob Fernschapparat oder nicht, welcher Wohnungskomfort und welcher nicht? Um der menschlichen Gebrechlichkeit willen werden vielleicht gelegentlich auch darüber Bestimmungen notwendig sein. Aber das Ziel ist, darüber keine anderen Bestimmungen zu brauchen, als was die Rücksicht auf die Schwachen, die Förderung für die Seelsorge, das bessere Verkünden-Können anrät. Nicht weinerliche Askese, nicht kindische Verliebtheit! *Die Liebe zu Christus und den Seinen bleibt die sicherste Formkraft für die priesterliche Lebensführung.*

FRITZ HOFFMANN

Fundamentaltheologische Erwägungen zur Enzyklika *Pacem in terris*¹

Ist es erlaubt, an einem Papstwort so jungen Datums eine „Grundlagen-Untersuchung“ vorzunehmen? Das Placet zu solchem Tun wird uns von höchster Stelle gegeben. Der Papst sagte in dieser seiner letzten Enzyklika: „Es genügt nicht, vom Glauben erleuchtet zu sein und beseelt vom Wunsch, Gutes zu tun, um eine Kultur mit gesunden Grundsätzen zu durchdringen und sie im Geiste des Evangeliums zu beleben.“ Dann heißt es weiter, daß auch der beste Christ keinen Einfluß auf die Welt haben kann, „wenn er nicht über reiches Wissen, technisches Können und berufliche Erfahrung verfügt“. Eine Gemeinschaft, die ein ausgesprochen wissenschaftliches Ziel hat, muß in einer wissenschaftlichen Durchdringung und Erläuterung eines Dokumentes wie der vorliegenden Enzyklika geradezu eine Pflicht erblicken. Sie führt uns nicht nur in ein tieferes Verständnis des Papstwortes, sondern befähigt uns zur rechten Ausführung der darin gegebenen Weisungen. Wir wollen unsere Untersuchung nach drei Gesichtspunkten durchführen.

1. Wir stellen die in der Enzyklika gebrauchten wichtigsten Termini zusammen (Materialobjekt).
2. Wir fragen nach der Sinngebung und dem Formungsprinzip, denen die Anwendung der Begriffe, die Ausführungen der Gedanken unterliegen (Formalprinzip).
3. Wir verdeutlichen uns das Ziel des Rundschreibens (causa finalis).

1. Auffallend ist der überwiegende Gebrauch philosophischer Begriffe, so daß man eigentlich von einer philosophischen Enzyklika sprechen könnte. Den Ausgangspunkt bildet der Begriff der *Ordnung*. Ausgehend von der Ordnung im Kosmos und der Ordnung im Menschen, von denen jede jeweils anderer Natur ist, wird im ersten Teil die Ordnung unter den Menschen behandelt. Die Bedeutung des Begriffes der Ordnung ist diejenige der aristotelisch-thomistischen Philosophie und beruht auf der grundsätzlichen Gleichung: *Esse et bonum convertuntur*. Die Gutheit

¹ Rede des Rektors des Philosophisch-Theologischen Studiums in Erfurt, gehalten zur Feier des Bonifatiusfestes im Juni 1963. Benützt wurde der Text: „*Pacem in terris*“, Über den Frieden unter allen Völkern in Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe und Freiheit. Enzyklika Papst Johannes' XXIII. vom Gründonnerstag, 11. April 1963. Vatikanische Polyglott-Druckerei 1963. Herausgegeben von der Katholischen Nachrichtenagentur Bonn. Die in Klammern angegebenen Ziffern geben jeweils die Seite des Textes der Enzyklika an.